

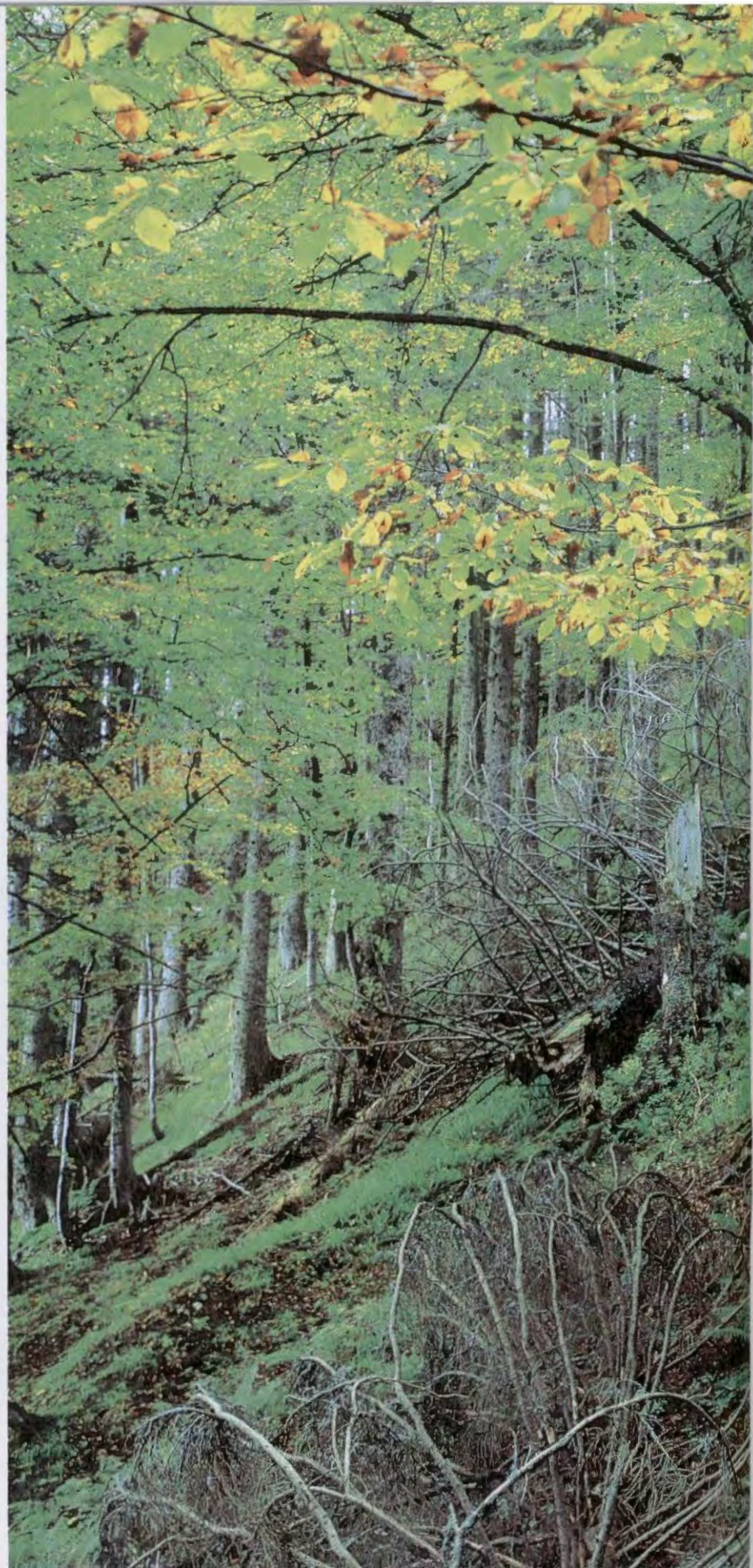
zum Lebensraum Wald, genauso wie das Reh oder der Specht. Sie führen nicht zur Vernichtung von Wald (was der Mensch leicht schafft), sondern lediglich zu einem Wechsel der Baumgeneration. Und sie haben im Gefüge eines naturnahen Waldes auch Feinde, die ihre Entwicklung entscheidend beeinflussen können. Maßnahmen gegen Borkenkäfer, wie das rechtzeitige Fällen und Entrinden von Stämmen, werden daher im Nationalpark nur in Randbereichen, in der unmittelbaren Nachbarschaft zu Wirtschaftswäldern, durchzuführen sein.

... und in der Bewahrungszone

Anders sind die auf Dauer ausgerichteten Maßnahmen in der Bewahrungszone des Nationalparks zu sehen. Auch hier zwei Beispiele:

- Almen müssen bewirtschaftet werden, damit der Wald nicht die Wiesenflächen zurückerobert. Eine Almbewirtschaftung im Nationalpark (in der Fachsprache eben „Naturraum-Management in der Bewahrungszone“) muß jedoch Mindestanforderungen zum Schutz der Natur erfüllen. Daher werden im Nationalpark die Richtlinien des biologischen Landbaues als Grundlage für die Bewirtschaftung herangezogen.
- Waldflächen, die eine Bannfunktion haben, das heißt, daß sie als Schutz für Siedlungen und Straßen vor Steinschlag, Lawinen oder Vermurungen dienen, müssen diese Funktion auch im Nationalpark weiter erfüllen können. Sie müssen daher auf Dauer so gepflegt werden, daß ein Schutz gewährleistet ist.

Wozu also Naturraum-Management im künftigen Nationalpark? In erster Linie dazu, die Anforderungen der Menschen an den Naturraum des Nationalparks zu erfüllen. Und dort, wo der Mensch diesen Naturraum im Nationalpark auch weiterhin nutzt, wie im Falle der Almbewirtschaftung, soll diese Nutzung so „naturverträglich“ wie möglich gestaltet werden. Naturraum-Management im Nationalpark ist also in der Regel nicht etwas, ohne das „die Natur“ nicht auskommen könnte. Das muß uns bei allen Maßnahmen stets bewußt sein.





Kann man einen Urwald pflanzen?

Zwischen Naturwald und Monokultur

Kann man ein Gebiet, das über lange Zeit vom Menschen genutzt und verändert wurde, einfach so unter Schutz stellen? Ohne, daß man es vorher „repariert“?

In den Oberösterreichischen Kalkalpen will man Naturlandschaften vor weiterer Nutzung schützen. Große Teile innerhalb der zukünftigen Nationalparkgrenze sind aber vom Menschen beeinflusste Kulturlandschaften, die mit dem plötzlichen Aussetzen der Bewirtschaftung schnell aus dem Gleichgewicht geraten können. Das kann aber zum Beispiel bei großflächigen Fichtenforsten schwerwiegende Folgen für den Nationalpark und angrenzende Gebiete haben. Hier könnten sich Schädlinge rasch und plötzlich vermehren und dadurch andere Wälder in der Umgebung bedrohen.

Ein Zusammenbruch des Waldes würde bedeuten, daß Niederschlagswasser schneller in die Gräben abrinnt und fruchtbares Erdreich abgespült wird. Es kann also auch die Hochwasserhäufigkeit steigen, da die verbleibende Pflanzendecke weniger Wasser speichert.

Im Nationalpark Kalkalpen gibt es nur mehr ganz wenige Reste von wirklichem Urwald. Viele Wälder kann man als „naturnah“ bezeichnen. Die Naturnähe eines Landschaftsteiles kann man durch einen Vergleich von Ist- und Soll-Zustand der Pflanzendecke bestimmen.

Text: Richard Breschar
Fotos: Roland Mayr

Muß ein Fichtenforst wirklich plötzlich zusammenbrechen?

In Gebieten, in denen reine Fichtenwälder natürlich vorkommen (zum Beispiel: Zentralalpen), sind diese meist wesentlich stabiler als beispielsweise im Alpenvorland. Aber auch in typischen Fichtengebieten hängt die Stabilität sehr stark von der Art der Bewirtschaftung ab. Einförmige, gleichaltrige und engstehende Fichtenbestände sind auch dort labiler als natürlich wachsende Wälder. Andere Pflanzen vertragen das kühle Klima nicht so gut, die Fichte bleibt in vielen Gegenden zum Beispiel der Hohen Tauern konkurrenzlos. Wie natürlich sind aber reine Fichtenwälder in den Kalkalpen?

Man kann die „Naturnähe“ eines Landschaftsteiles bestimmen, indem man den Ist-Zustand der Pflanzendecke mit dem Soll-Zustand vergleicht. Der Soll-Zustand ist die natürliche Waldgesellschaft. Diese leitet man aus der Bestimmung von Bodenpflanzen, Geologie, Klima, aus Waldgeschichte und Nutzungsgeschichte ab. Die Waldgeschichte stützt sich im wesentlichen auf pollenanalytische Untersuchungen des Nationalparkgebietes (siehe Krisai, Aufwind Nr. 12, 1995).

Reichraminger Hintergebirge und Sengsengebirge liegen zum Großteil im submontanen bis montanen Bereich des

Fichten-Tannen-Buchen-Mischwaldes. Varianten dieser Gesellschaft reichen von Buchenwäldern bis zu fichtenreichen Gesellschaften und Kiefernwäldern auf extremen Standorten.

Pollenanalysen zeigen, daß der Buchenanteil um zirka 35 Prozent, der Anteil der Tanne um zirka 16 Prozent sank, seit der Mensch das Gebiet verändert hat. Beides sind Baumarten, die den bisherigen Bewirtschaftungsformen (Weiderodung, Waldweide, Riesenkahlschläge aus der Triftzeit, Jagdwirtschaft...) zum Opfer fielen. Die Pionierbaumarten Kiefer und Birke haben an Areal gewonnen. Dazu dürften besonders Ziegenweiden, zu hohe Schalenwildbestände auf Südhängen (Größtenberg, Luchsboden...) und die Kahlschlagwirtschaft geführt haben. Dort treten Aushagerung und Verkarstung auf.

Josef Weichenberger (1994) hat in Archiven die Nutzungsgeschichte des Hintergebirges recherchiert. Man kann sich aus seinen Untersuchungen ein gutes Bild über die früheren Verhältnisse machen. Zum Beispiel, daß schon um 1700 von der Eisenindustrie die „Verlaßwälder“ gegen „Verlaßgeld“ genutzt wurde.

Diese Aufzeichnungen bestätigen, daß Teile des Hintergebirges schon früh sehr intensiv genutzt wurden. Besonders deutlich zeigt eine Waldordnung von 1586,

daß der Mensch schon bald auf die Baumartenstruktur bewußt Einfluß nahm, wenn es heißt: „...daß die Buchen, die durch Trift nicht zu bringen sind, umgehackt und liegengelassen werden sollen, um das Fortpflanzen durch Samen möglichst zu unterbinden, damit sich der Schwarzwald mit gutem Fichten- und Tannenholz entwickeln kann.“

Dies ist einer der Gründe, warum es zur Abnahme der Buchen kam. Im Gegensatz zu anderen Baumarten kann sich die Buche wesentlich langsamer wieder verbreiten, da sie schwere, flügellose Samen hat. Zudem keimen und entwickeln sich die Samen nur im Schatten eines dichten Kronendaches gut.

Nachgepflanzt wurden fast nur Fichten und einige Lärchen. Die Tanne, ebenfalls eine Schattbaumart, konnte sich an den Kahlschlägen, besonders auf Südhängen nicht mehr natürlich vermehren. So entstanden viele einförmige, gleichaltrige Bestände mit nur wenig Baumarten.

Wie natürlich sind die Gräben und Schluchten, die Kuppen und Hänge bewachsen?

Wandert man entlang der Forststraßen durch Hintergebirge und Sengsengebirge, fallen immer wieder lichte Kiefernwälder mit



großen Kahlstellen auf. Es sind dies Waldgesellschaften, die sich wesentlich langsamer wieder zurückentwickeln als die meisten anderen Waldgesellschaften.

Dafür gibt es viele Gründe: Nur äußerst selten ist das Ausgangsgestein schuld. Meist sind es Süd-Hänge, die, starker Sonneneinstrahlung ausgesetzt, nur schwer durch natürliche Verjüngung wiederbewaldet werden.

Lichtholzarten wie Birke, Kiefer oder Lärche, deren Samen ziemlich weit fliegen können, sind die ersten, die sich an diesen extremen Standorten wieder ansiedeln. Erst im Schatten der Pionierhölzer können langsam andere Arten wie Fichte, Buche oder Tanne keimen und im genauso langsam wachsenden Boden ihre Nährstoffe finden. Diese Entwicklung kann Jahrhunderte dauern. Durch spezielle waldbauliche Maßnahmen kann der Zeitraum verkürzt werden.

Auch die wunderbaren Schluchten im Reichraminger Hintergebirge sind nicht ganz unberührt: Während der Triftzeit wurden Triftsteige in die Felswände gehauen. An besonders engen Stellen des Bachbettes baute man Rundholzböden ein, damit das Triftholz schnell darübergleiten konnte, ohne sich zu verspießen. In den gerade noch begehbaren Bereichen schlagerte man das Holz, und warf es in

Meter-Stücken in die Schlucht. Da es ohnehin nur als Brennholz für die Eisenindustrie verwendet wurde, war es auch nicht schlimm, wenn das Holz beschädigt wurde. Die Schäden, die damals bei der Holzbringung dem Boden zugefügt wurden, blieben noch unbeachtet.

Um wieviel walddreicher die Gegend vor der Triftzeit gewesen sein muß, kann man gut auch am Bau der Ahorntalriesen ableiten: Der Bau einer Riesen wurde nur in Angriff genommen, wenn genug Holz zum Liefern anstand. So muß es auch im Ahorntal gewesen sein. Heute allerdings tummeln sich die Gamsen in diesem Nordkar am Größtenberg nur mehr zwischen Latschengebüsch. Von Wald ist hier nichts mehr zu sehen.

Ein anderes Beispiel ist die Südseite des Größtenberges, wo die Waldgrenze weit tiefer liegt als auf den nördlich, östlich und westlich gelegenen Rücken. Es ist aus alten Aufzeichnungen bekannt, daß es hier früher einmal Ziegenweiden gab. Damals dürfte der karge Boden ruiniert worden sein.

In dieser Höhenlage befindet sich die Kampfzone des Waldes. So dauert es von Natur aus sehr lange, bis sich der Wald hier wieder verbreiten kann. Gamsen verlangsamen diesen Prozeß zusätzlich – sie

ernähren sich von den Keimlingen und Trieben junger Bäume.

Auch bei den letztgenannten Beispielen könnte man durch gezielte waldbauliche und jagdliche Maßnahmen eine schnellere Rückentwicklung bewirken. Da in diesen Bereichen allerdings keine besonderen Risiken entstehen, wären solche Maßnahmen nur für die Wissenschaft von Bedeutung.

Waldbauliche Maßnahmen für die Rückführung vom Wirtschaftswald zum Naturwald sind nur in Risikobereichen dringend notwendig. Dazu gehören waldbbrandgefährdete, nicht natürliche Kiefernwälder am Nationalparkrand und borkenkäfergefährdete Fichtenreinbestände (zum Beispiel am Ebenforst).

Einer waldbaulichen Behandlung bedarf es auch in wildbach- und lawinengefährdeten Gebieten am Nationalparkrand, wo öffentliche Einrichtungen (Straßen) geschützt werden müssen.

Das Arbeiten mit der Natur, die Rückführung von naturfremden Flächen, wird besonders dadurch erleichtert, daß es noch sehr viele naturnahe Bestände entlang des Großen Baches gibt. Von hier aus können sich die verschiedenen Baumarten wieder in alle Richtungen verbreiten – ein Prozeß, der Jahrhunderte dauern kann.

In den großen zusammenhängenden Wirtschaftswäldern muß man versuchen, diese Zeit abzukürzen, weil sie besonders naturfern und labil sind. Natürlich kann man einen Urwald nicht pflanzen, aber durch Pflanzung der fehlenden Baumarten und andere Maßnahmen zur Differenzierung kann die Entwicklung vom Wirtschaftswald zu einem naturnahen Wald beschleunigt werden. Den Rest erledigt die Natur...



Richard Breschar ist gelernter Forstwirt. Schon seine Diplomarbeit im Nationalparkgebiet hatte „Waldbauliche Konzepte für Nationalpark-Wälder“ zum Thema.

Die Arbeit wurde gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie.

